

»ICH WAR NIE PARTEI«

Der unpolitische Robert Musil

von Katalin Teller (Budapest)

Rezension von: Amann, Klaus: Robert Musil – Literatur und Politik. Mit einer Neuedition ausgewählter politischer Schriften aus dem Nachlass. Reinbek/H.: Rowohlt 2007 (re 55685), 316 pp. ISBN 978-3-499-55685-2.

Die Fähigkeit Musils, mit seinen gedanklichen Figuren und Verfahren ansteckend zu wirken, scheint bereits in der Aufmachung des Bandes ihre Spuren hinterlassen zu haben: Dass eine Sache immer mindestens zwei Seiten hat und es bei weitem nicht auszuschließen ist, dass im Zuge der Überlegungen noch weitere hinzukommen, dass also auf die Akzentsetzungen und Perspektiven äußerst viel ankommt, lässt sich auf dem vorderen und dem hinteren Umschlag ausgezeichnet nachvollziehen. Wenn die Vorderansicht die Autorschaft des ausgezeichneten Musil-Kenners Klaus Amann hervorhebt und die neu edierten politischen Schriften Musils als eine Ergänzung aufführt, so verspricht die Rückseite die »zwei Essays und Reden sowie unveröffentlichte[n] Texte« Musils als quasi Haupt- und die umfassende Einführung Amanns als Nebenattraktion der Ausgabe. Die Gewichtung im Inneren des Buches erweist sich letztlich, zumindest quantitativ gesehen, als unentschieden: Die Publikation besteht zur Hälfte aus Amanns Studie und zur Hälfte aus Musils Texten, die in drei gattungsmäßig aufgeteilten Abschnitten (Essays, Aphorismen, Reden) präsentiert werden. Wie auch immer: Die Musil-Forschung ist bestimmt um eine wichtige Korrektur reicher geworden, nämlich dass der als unpolitisch gescholtene, gelegentlich sich selbst so bezeichnende Musil politischen Fragen der 30er Jahre bei weitem nicht so ablehnend gegenüberstand als bis dato angenommen.

Die Einführungsstudie Klaus Amanns, die durch eine Reihe von zeitgeschichtlichen, biografischen und philologischen Details die Entstehungsgeschichte der neu edierten Texte kontextualisiert, legt gerade den Anspruch auf die vorhin erwähnte Korrektur nahe: Mit tastenden, oft als Hypothesen formulierten Aussagen versucht der Autor, Motive in Musils Zugang zur Politik, in seinen öffentlichen Auftritten aufzudecken, und klarzustellen, dass das, was allzu oft als Musils (opportunistischer) Rückzug in den schriftstellerischen Elfenbeinturm eingeschätzt wird, keinem Servilismus, sondern einer Haltung entspringt, die sich nicht nur als epochenspezifisch erweist, sondern mit einer bewussten Ablehnung der stark rechts- und linksorientierten Ideologien und Musils schriftstellerischem Selbstverständnis zu tun hat. Eines der vielen Beispiele dafür sei nach Amann bereits gleich nach Kriegsende zu finden, eine Stellungnahme, die wahrscheinlich auf die Erfahrungen des Krieges zurückzuführen ist (»Der Krieg dürfte jedoch bei dem etwas elitär angehauchten und mit dem Gedanken eines geistigen Führertums sympathisierenden Nietzsche-Leser Musil einiges in Bewegung gebracht haben«, p. 19): Musil schließt sich nämlich nicht nur der programmatischen, mit kommunistischen Ideen durchtränkten Erklärung des »Politischen Rates geistiger Arbeiter« in Deutschland an, sondern auch der von Robert Müller gegründeten »Katakombe«, »einer kleinen, »linken« Geheimgesellschaft« (p. 20). Trotz der Tatsache, dass Musil gerade zu dieser Zeit von einer beispiellos aktiven politischen Präsenz Zeugnis ablegt, empfiehlt Amann, diese Äußerungen vielmehr als Teil des Musil'schen Projektes der »geistigen Organisationspolitik« einzustufen, indem er versuchte, »mit essayistischen Analysen und politischer Aufklärung dort anzusetzen, wo die Parteien und öffentlichen Einrichtungen versagen« (p. 21). Somit wären die Beiträge, die Musil in diesem Sinne verfasste, »weniger an der praktischen politischen Umsetzbarkeit als vielmehr an ihrem »geistigen«, d.h. an ihrem utopischen Potenzial zu messen« (ibid.). Ähnliches gilt für seine Entscheidung, die am 20. April 1927 in der Wiener *Arbeiter-Zeitung* abgedruckte »Kundgebung des geistigen Wien. Ein Zeugnis für die große soziale und kulturelle Leistung der Wiener Gemeinde« gemeinsam mit 38 Künstlern und Wissenschaftlern zu unterzeichnen. Der Anlass des öffentlichen Auftritts bestand zwar in den nahen Nationalratswahlen, der Aufruf jedoch »verteidigte [...] unter expliziter Distanzierung von Parteidogmen und Klassenstandpunkten [...] einige »überpolitische« Prinzipien und politische Strategien« (p. 25f.), die zwar von der sozialdemokratischen Gemeindepolitik umgesetzt worden, aber – besonders für Musil – in ihren universalistischen Zielsetzungen von Belang waren.

Mit diesem »letztlich völlig illusionslos-pragmatischen Zugang Musils zur Politik« (p. 28), der oft als eine (in Tagebucheinträgen auch explizit eingestandene) Flucht vor eindeutiger Stellungnahme erschien und der die Spannungen zwischen Tagespolitik und schriftstellerischem Engagement abzuglätten versuchte, handelte sich Musil Vorwürfe ein, die

1 Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Band II, Teil 2. Aus d. Nachlaß hg. v. Enrico de Angelis. Pisa: JsQ 2006, p. 78.

am spektakulärsten nach seiner 1935 vor dem Pariser *Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur* gehaltenen Rede zur Sprache kamen. Welcher Weg zu dieser Isolation führte, wird von Amann meisterhaft skizziert und lässt Musils paradox anmutende Position nicht nur besser verstehen, sondern auch anfechtbar machen: Im Dezember 1934 sprach Musil nämlich vor der Versammlung des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller in Österreich, an einer Festveranstaltung zum zwanzigjährigen Bestehen des Verbandes, zu der nur eingeladene Gäste Zutritt hatten und nach der die Rede selber – trotz einschlägiger Versuche – nie im Druck erschien. Ein von Musil auch mitverschuldeter Hiatus, denn diese Rede verdient angesichts der Rehabilitierung Musils als politisch Denkenden besondere Aufmerksamkeit: Sein von den Zuhörern enthusiastisch begrüßter Auftritt (cf. pp. 91ff.) war nämlich ein im Gesamtwerk Musils beispielloses Plädoyer für die bewusste Selbstpositionierung von Schriftstellern gegenüber der austrofaschistischen »Kulturpolitikskultur«, die eindeutig in Anlehnung an die in Deutschland »rücksichtslos« um sich greifenden Gleichschaltungsbemühungen behandelt wurde (cf. p. 240). Auf der anderen Seite kann die Tatsache, dass die Rede Musils nicht »rechtzeitig« publiziert wurde, auch schon deshalb als schmerzlich empfunden werden, weil hier das Bild eines scharfzüngigen, aber auch von Selbstironie geprägten Polemikers zu Tage tritt, sozusagen Musil in bester Form, wie man ihn aus dem *Mann ohne Eigenschaften* kennt (die auch im literarischen Betrieb nachvollziehbaren Verfallserscheinungen macht Musil u.a. an der Institution »Literaturgeschichte« handfest: Diese sei nichts anderes, als eine ideologisch vorbelastete, »merkwürdige Belohnungsanstalt für Tote«, p. 248). Wie die unterschiedlichen Notizen und Vorarbeiten zur Rede im Textteil belegen, wurden zwar zahlreiche bezugsreiche und kritische Formulierungen verworfen, der (selbst)ironische und mutig anprangernde Ton jedoch blieb beibehalten, wie auch das ideelle Grundgerüst, das in den Essays und in der Pariser Rede ebenfalls Ausschlag gebend war, nämlich die funktionale Trennung von Politik und Kultur (stellenweise Literatur oder Dichtung) in Zeiten der »Hypertrophie der Politik« (p. 259) sowie die Warnung vor dem Überhandnehmen des Kollektivismus.

Die Pariser Kongressrede, die bereits bewusst als unpolitisch, den vermeintlichen und teilweise realen »krypto-kommunistischen« Tendenzen der Veranstaltung entgegengesetzt entworfen wurde (cf. pp. 100ff.), wiederholte stellenweise die Gedanken des Wiener Auftritts, griff jedoch akzentuierter die Idee einer selbst erhaltenden, autonomen, staatsunabhängigen Kultur auf, was m.E. angesichts der politischen Zeichen aus Deutschland und den Umständen, in denen der Kongress stattfand, doch als ein gewisses Ausweichmanöver erscheint. Und zwar besonders dann, wenn man sich – dank der Textedition – vergegenwärtigt, wie sehr sich Musil, wie die Notizen zur Rede bezeugen, über den Manifestcharakter des Auftritts im klaren war und wie sehr er sich mit dieser Herausforderung selbstzweiflerisch abquälte:

Wir sind ein von der Politik abhängiger, aber zu ihr in Gegensatz stehender Teil des Ganzen. Wir sind gegen Politik, aber in der Utopie des vollendeten und infolgedessen politiklosen Staats haben wir keinen Platz (?) Sollen wir immer nur sagen dürfen, was sein könnte, und nie, was sein soll?! [...] Bin ich in meiner Ratlosigkeit nicht ein abschreckendes Beispiel?! (p. 285)

Dazu kann ein wiederum als Frage formulierter Gedanke aus dem (nicht veröffentlichten) Porträtentwurf des Dichters Lindner im *Mann ohne Eigenschaften* angeführt werden, nämlich: »Wozu Ideale, wenn man sich nicht nach ihnen richtet?«¹

Diese beiden Textstellen machen m.E. besonders deutlich, warum das Musil-Bild nach wie vor gleichsam trüb bleibt, was nicht nur auf das Konto der tatsächlichen Veröffentlichungen Musils, sondern auch auf das eines methodologischen Grundproblems zu schreiben ist: Die öffentlichen Auftritte und zu Lebzeiten publizierten Werke Musils, die sein zeitgenössisches und gewissermaßen auch heutiges Bild prägten und prägen, können in erster Linie lediglich anhand von Arbeitsnotizen, Tagebucheinträgen, Briefen und unveröffentlichten Texten in andere Kontexte gesetzt und relativiert werden. Das Dilemma, ob dies nicht als eine notwendigerweise retrospektive und etwas willkürliche Verschönerung seitens der Literaturhistoriker einzustufen ist oder ob das Korrekturbild bereits in Texten des Autors und seiner Zeitgenossen untermauert und belegt werden kann, lässt sich m.E. auch in Amanns Interpretation symptomatisch nachvollziehen. Im Abschnitt *Schreibgestus*, der den Einzelinterpretationen der neu edierten Texte

- 2 Es muss wohl nur ein editorisches Versehen gewesen sein, dass der Satz »Es kann der Augenblick kommen, vorübergehend, wo man Partei nehmen muß« (p. 299) im Gegensatz zu anderen ähnlichen Textstellen, die als Randbemerkungen in den Manuskripten eingetragen waren, nicht in einfachen, sondern in eckigen Klammern gesetzt wurde, was den Eindruck erweckt, es handele sich hier um eine Anmerkung des Herausgebers. Was andererseits auch seinen Charme hätte.

vorangeht, bemüht sich Amann angesichts dieses auch von ihm angesprochenen Dilemmas (cf. p. 36, an anderer Stelle wird allerdings dieses Verfahren kaum reflektiert, cf. p. 60ff.), Musils Weigerung der politischen Stellungnahme aus seiner schriftstellerischen Methode, die an Nietzsche geschulte und von den nachkommenden Schriftstellergenerationen hoch geschätzte »Denkexperimente« bevorzugt (cf. pp. 40ff.), abzuleiten:

Musils Schreiben ist generell ein Prozess der Problematisierung alles scheinbar Festen, ein Prozess der Problematisierung von Wahrnehmung und Wirklichkeit. Es geht ihm nicht um Positionsbestimmungen, sondern darum, Methoden, Verfahren, Wege des Denkens und Erkennens zu erkunden. Dies gilt insbesondere für die Frage des Politischen, wo Musil, abhängig von Zeit, Raum und Umständen, immer wieder zu Einschätzungen kommt, die frühere Positionen aufheben, umdrehen oder völlig neu fassen. Das bedeutet nicht, dass er inkonsequent, ideologisch anfällig, »unpolitisch« oder was der moralischen Verdikte mehr sind, wäre. Es bedeutet lediglich, dass er der Methode seines Denkens treu bleibt, das analytisch und radikal ist, keine Denkverbote und Tabus kennt und das prinzipiell prozesshaft und dynamisch ist. (p. 39f.)

Aus dieser Perspektive kann freilich die Unbeständigkeit der Selbstpositionierung Musils als methodisch konsequent erscheinen. Die Frage jedoch, ob diese Haltung auch zeitgemäß zulässig oder zumindest unanfechtbar war, drängt sich offensichtlich nicht nur heute auf, sondern stellte – wie dies in Amanns Darstellung lückenlos rekonstruiert wird – auch schon in der zeitgenössischen Wahrnehmung einen springenden Punkt dar. Die vielleicht etwas altmodisch klingende »Verantwortung des Intellektuellen«, die nach 1933 in der Tat v.a. von linksorientierten Denkern eingefordert wurde, bedeutete doch eine Herausforderung, deren Abschlagen mit einem Hang zu »Denkexperimenten« kaum entschuldigt werden konnte. Und auch wenn z.B. 1933 in den Rücktritten der Schriftstellerkollegen, die sich mit Musil (aber im Gegensatz zu ihm öffentlich!) von dem Exilorgan *Die Sammlung* zu Gunsten der noch optimistisch eingeschätzten Publikationsmöglichkeiten in Deutschland distanzieren (cf. pp. 65ff.), eine – selbstverständlich mit existenziellen Fragen zusammenhängende – Zeitsymptomatik diagnostiziert werden kann, wird man den Eindruck doch nicht los, dass Musils Strategie der stetigen Erwägung und des minuziös analytischen Zugangs zu allen Lebensbereichen nicht restlos aufging. Es ist vielmehr seiner in einzelnen Tagebucheinträgen explizit, aber auch in veröffentlichten Essays implizit formulierten Frustration (als Schriftsteller nicht anerkannt zu sein und daher ständig mit dem Lebensnot kämpfen zu müssen) zuzuschreiben, dass er sich weigerte, für die eine oder andere Seite Partei zu nehmen. Eine Zuspitzung dieser Einstellung lässt sich m.E. in der nicht veröffentlichten *Berichtigung eines Berichts* festmachen (cf. p. 296ff.), die als Antwort auf Egon Erwin Kischs negative Schilderung von Musils zu unparteiisch und daher ideologisch anfechtbar empfundenem Kongressauftritt konzipiert wurde und die trotz ihres fragmentarischen Charakters einen Einblick gewährt, wie wenig Musil in der Lage war, sogar für sich selber Partei zu nehmen.²

Dies ist unabhängig von der beruflichen Erfolglosigkeit umso verwunderlicher, weil Musil in Reden und Essays seine eigene Zeit nach 1914 als einen unentwegten, mit Kriegszuständen vergleichbaren Kampf zwischen Kollektivismus (d.h. dem Geist autoritär-totalitärer Staatssysteme) und Individualismus (d.h. dem Geist der freien Entfaltung Einzelner) definierte und neben »bloßen« zeitdiagnostischen Feststellungen sehr wohl auch axiomatische Urteile traf. Die »Freisprechung« der letztendlich, wie mir scheint, verharmlosenden Tendenz Musil'scher Haltung geschieht bei Amann stellenweise mit Hilfe von nicht zeitgenössischen Quellen (Arendt, Bourdieu), die oft unreflektiert für die Argumentation instrumentalisiert werden (cf. z.B. p. 16, 134) und die eine gewisse Unstimmigkeit im Versuch, den Stellenwert Musil'scher Auseinandersetzung zu definieren, verursachen.

Was trotz solcher Bedenklichkeiten der besprochenen Veröffentlichung zweifellos und lobenswert zusteht, ist die den LeserInnen mit der Neuedition gewährte Möglichkeit, Stellung zu beziehen, inwiefern das Musil-Bild vielleicht bloß in einzelnen Zügen retouchiert oder aber, wie Amanns Schlussfolgerung nahe legt, neu gezeichnet werden soll:

Dieses Werk [nämlich das Musil'sche – K.T.] [...] und sich als sein Autor galt es gegen die Forderungen, Illusionen, Verführungen und Bedrohungen der Zeit zu

verteidigen und zu schützen. Je aussichtsloser die Umstände wurden, desto stärker wurde dieses Bewusstsein. Darin liegt letztlich das genuin Politische an der Haltung des scheinbar ›unpolitischen‹ Schriftstellers Robert Musil: dass er sich als Person den zeitgebundenen, willkürlichen und instrumentellen Ansprüchen der Politik konsequent verweigerte – für ein Werk, dessen Thema die auf den Krieg zutreibende Zeit ist, dessen Kern aber die Verteidigung des Einzelnen, des autonomen, denkenden und fühlenden Menschen bildet. (p. 142)

